

RACHEL KHONG

# Real Americans

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch  
von *Tobias Schnettler*

KIEPENHEUER & WITSCH

Genau wie du bin ich in der Schule  
des Träumens groß geworden.

*Cameron Awkward-Rich*

## PEKING, 1966

Sie hat keine Angst, er schon. Sie stehen da, im Dunkeln, vor einer Glasvitrine voller alter Dinge. Ein Reibstein aus der Ming-Dynastie. Eine aus Horn geschnitzte Chrysantheme. Ein mit rubinroten Sammlerstempeln markiertes Song-Gemälde. Und auf einem Seidenkissen, so klein, dass man es fast übersehen kann: ein uralter Lotossamen, der mit einer Legende verbunden ist.

Die Geschichte geht so: Eines Nachts, vor langer Zeit, kam ein Drachen vom Himmel und legte dieses Samenkorn in die offene Hand des Kaisers. Seine Berater kamen zusammen, um es sich anzusehen. *Was für ein Glück!*, sagten sie. Dieses Samenkorn würde dem Kaiser seinen größten Wunsch erfüllen. Unglücklicherweise starb er noch in der gleichen Nacht, während er über die Optionen nachdachte. Er hätte sich Unsterblichkeit wünschen können.

Sie holt einen Hammer aus dem Rucksack. Mit all ihrer Kraft schlägt sie aufs Glas. Es klingt wunderbar klar, als es zerspringt. Schnell machen sich die beiden an die Arbeit und sammeln die Relikte auf. Es ist der Versuch, sie vor der Zerstörung durch die Rote Garde zu bewahren – ein kleiner Akt des Protestes gegen eine Bewegung, der sie nicht gewachsen ist.

Das Samenkorn ist unspektakulär, so alt, dass es an ein Steinchen erinnert. Und doch weiß sie, dass darin eine komplette Zukunft enthalten ist: Wurzeln, Stängel, Blätter, Blüten, und wieder neue Samen – codiert, genau wie sie. Ihr Herz pumpt Blut, ihre Lungen nehmen Luft auf, sie schläft, wacht auf, isst, scheidet aus. Wird sie lange leben oder kurz? Wofür hat sie sich entschieden,

fragt sie sich, und was hat sich für sie entschieden? Sie mag den Duft von Gardenien, aber nicht den Geruch von Lippenstift. Der Regen stört sie nicht. Sie ist verliebt, was sich für sie gleichzeitig einfach und schwierig anfühlt, elementar und ungreifbar – wie das Verschwinden und die Ewigkeit zugleich. Sie will jeden Menschen fragen, den sie trifft: Ist es für dich genauso?

## TEIL EINS

*Lily*

# KAPITEL 1

1999

Mein Wecker klingelte um sieben und ich drückte, wie immer, auf Schlummern. Als ich das nächste Mal aufwachte, war es immer noch sieben. Das passierte manchmal, diese Aussetzer in meiner Existenz. Wenn ich versuchte, es jemandem zu erklären, ernstete ich bloß verständnislose Blicke, also ließ ich es bleiben. Es fühlte sich an, als würde sich die Zeit nicht mehr bewegen. Eine Sekunde weigerte sich zu vergehen, wie sie es normalerweise tat, und ich war in einem Augenblick gefangen – außerstande, über eine Minute oder zwei hinauszugehen.

Mein Badezimmerspiegel, mit weißen Zahnpastaflecken über-sät, reflektierte mein Bild. Falten vom Kissen waren in meine Wange gedrückt. Ich fuhr mit den Fingern über die Abdrücke. Durch die Zahnpastaflecken sah es aus, als stünde ich in einer frisch geschüttelten Schneekugel.

In der Küche kreisten dieselben Schmetterlingsfliegen um die Spüle, es sei denn, es waren schon neue – die Nachkommen der vorherigen. Debbie spülte nie das Geschirr ab, und der mit Lippenstift verschmierte Becher balancierte am Rande des Beckens, als wolle sie testen, ob ich etwas dazu sagen würde. Argwöhnisch aß ich eine Scheibe Toast mit Blaubeermarmelade. Der Toast knirschte, wie jeden Morgen. Ein Klecks Marmelade landete auf meiner Wange, und als ich sie wegwischte, entfernte ich auch ein wenig Rouge. Jetzt war da eine Lücke in meinem Anstrich. Ich würde mich neu schminken müssen, doch ich stellte erleichtert fest, dass die üblichen Gesetze der Physik noch immer galten.

Draußen betrachtete ich misstrauisch meine Umgebung, als wäre alles bloß ein Traum, aus dem ich erwachen könnte. Wie die meisten anderen auch hatte ich gerade *Matrix* gesehen. Wäre es so schlimm zu erfahren, dass das Leben bis zu diesem Punkt, oder zumindest ein Teil davon, eine Illusion gewesen ist – die hyperrealistische Simulation einer hochentwickelten Gesellschaft? Das hätte sogar eine Erleichterung sein können.

Unten füllte Mrs. Chin die Schlüsselanhänger ihres Souvenirgeschäfts auf. Sie stritt sich gerade mit Mr. Peng, dem der Friseursalon nebenan gehörte. Als sie mich sahen, unterbrachen sie ihre Auseinandersetzung.

»Lei hou, Lily«, sagte Mrs. Chin und winkte mir. Sie sprach es *Lie-lie* aus. Sie hatte mir genau drei Worte Kantonesisch beigebracht: *Lei hou ma?* Wie geht's?

»Lei hou ma!«, rief ich zurück. »Mir geht's gut«, schob ich hinterher, auf Englisch.

In Mrs. Chins frischer Dauerwelle glänzten goldbraune Highlights – Mr. Pengs Werk. Aus einer Plastiktüte mit einem glücklichen Gesicht darauf holte sie ein Brötchen. Die Hefe roch süßlich. Ob ich eines wolle? Ich schüttelte den Kopf. Heute nicht.

Die Glocke an der Tür des Cafés läutete kleinlaut. Ich bestellte meinen normalgroßen Latte – den Latte, den ich nicht hätte kaufen dürfen, weil ich kein Geld verdiente. Ich setzte mich, um ihn zu trinken. Ein dunkelhaariger Mann hielt einem Kind einen Bagel vor den kleinen Mund, darauf wartend, dass es hineinbiss. Ich folgte dem Blick des Mannes zu der Straße in New York City, wo es nichts Ungewöhnliches zu geben schien: Menschen, Tauben, Säcke voll Müll. Der Vater hielt regungslos den Bagel und war in Gedanken woanders. Ich erinnerte mich, dass meine Mutter diesen Blick aufsetzte, als ich ein Kind war – ein Blick, den ich hasste. Wie konnte sie es wagen, an etwas anderes zu denken als an mich?

Der Vater und das Kind fingen an, sich in einer Sprache zu unterhalten, die ich nicht kannte. Dann drehte sich der Mann plötzlich um und erwischte mich dabei, wie ich ihn anstarrte. Ich senkte den Blick und spürte, wie meine Ohren rot wurden.

Um mich herum waren die üblichen Café-Geräusche zu hören: das leise Brummen der aufgeschäumten Milch, das Knistern von Papiertüten, wenn Teilchen hineingeschoben wurden. Ein Mann Mitte fünfzig, der nach Wall Street aussah, aß lautstark einen Keks und blickte auf seinen Pager.

Ich ging noch einmal zur Theke, um den Kaffee zu bestellen, den ich meinem Boss jeden Tag mitbrachte. Die kräftige Röstung mit zwei Tütchen Sweet'N Low und mit Kaffeesahne so weit aufgehellt, bis es »die Farbe von Halle Berry« annahm, so hatte er mich an meinem ersten Tag stolz angewiesen, als wäre es nicht schrecklich, so etwas zu sagen.

Auf den vier Blocks bis zum Büro wich ich Touristen mit Rucksäcken und Fischerhüten aus, die rote Tüten vom Designer-Outlet mit sich trugen. Sie bewegten sich nur langsam, die Gesichter blöde vor Ehrfurcht. Ich ging schnell, zielstrebig, trug den Becher Kaffee, der mich durch die Kartonummantelung hindurch fast verbrannte, stolz, an diese Stadt gewöhnt zu sein, die alle anderen in Staunen versetzte. Als ich das riesige Glasgebäude betrat, erfasste mich ein Gefühl von Wichtigkeit und Autorität: Ich *arbeitete* hier. Als unbezahlte Praktikantin zwar, aber trotzdem.

Das Gebäude war neu gebaut, ein futuristisches Wunderwerk aus Glas und Stahl, das sich ganz leicht nach oben wand. Auf den Aufzug waren alle stolz. Er brachte mich innerhalb von Minuten in den zwanzigsten Stock, wo ich Jerry seinen Kaffee über gab. Er nahm ihn mit pinkfarbenen Wurstfingern entgegen, wortlos. Das Fleisch am Ringfinger wölkte sich über den Ehering, so wie Bäume um alte Schilder oder andere Hindernisse wachsen.

Ich erinnerte mich an ein Foto aus der Zeitschrift, von irgendwo im pazifischen Nordwesten der USA – ein Baum, dessen Rinde um das Fahrrad eines Jungen gewachsen war, als würde sie es verschlingen. Der Junge, dem das Fahrrad gehört hatte, war inzwischen ein alter Mann. Jerry nickte, um auszudrücken, dass der Kaffee nach seinem Geschmack sei.

Die nächsten Stunden verbrachte ich damit, Bilder aufzuhellen. Als Jerry wie jeden Tag früh Feierabend machte, öffnete ich Usenet. Ich hatte noch nie etwas gepostet, also legte ich einen Benutzernamen an: TimelessNY. Ich tippte meine Frage: *Hat irgendwer manchmal das Gefühl, dass die Zeit hakt? In manchen Momenten bewegt sich die Zeit nicht weiter. Eine Minute dauert ewig.* Während ich auf Antworten wartete, suchte ich nach »Jobs für Hauptfach Kunstgeschichte«. Kuratorin, Dozentin, Lehrerin. Es fiel mir schwer, mich darin zu sehen. Ich würde im nächsten Frühling den Abschluss machen, und ich wünschte mir eine klare Perspektive – irgend eine Leidenschaft, wie meine Eltern sie hatten, die meinem Leben einen Sinn geben würde. Ihre Begabung für die Naturwissenschaft hatte ich nicht geerbt, oder, so kam es mir manchmal vor, überhaupt eine Begabung für irgendwas.

Bevor ich nach Hause ging, checkte ich das Forum auf Antworten. Es gab keine.

Auf der Weihnachtsfeier des Unternehmens stand ein riesengroßer, künstlicher Baum. Der Weihnachtsmann war ein Latino, der einen roten Samtanzug mit besticktem Firmenlogo trug. Das Weihnachtsalbum einer Boyband lief, viel zu laut. Unser größerer Mutterkonzern hatte eine Etage eines Hotels in Chelsea angemietet, die ringsum mit Fenstern ausgestattet war, sodass wir einen 360-Grad-Blick auf Manhattan genossen. Mit dem Geld, das sie mir nicht zahlten, ging es mir durch den Kopf. Bevor ich zur Party aufgebrochen war, hatte ich eine Laufmasche in meiner einzigen schwarzen

Strumpfhose bemerkte. Ich malte mir mit Filzstift einen Strich auf die Wade, um den Fehler zu vertuschen – ein Trick, den mir meine Mitbewohnerin im ersten College-Jahr beigebracht hatte.

Ich nahm mir ein dreieckiges Stück Toast, auf das schwarze Kügelchen Kaviar gehäuft waren. In dieser Stadt war es möglich, immer mal einen kurzen Blick auf den Reichtum zu werfen: Selbst eine College-Studentin konnte Kaviar essen oder Wein aus einem Kristallglas trinken. Später würden wir dann daran erinnert werden, dass wir es nicht waren – also reich –, und zwar, wenn wir in unsere winzigen Wohnungen zurückkehrten, wo wir in Hochbetten schliefen und uns Bäder teilten, die nicht größer waren als ein Kleiderschrank. Selbst die herausgeputzten Leute – die, die sich exquisit und teuer kleideten –, das hatte ich inzwischen erfahren, wohnten nicht unbedingt in lebenswerten Wohnungen. Oft zogen sie ihre eleganten Kleider aus einem Stapel, den sie über einen Stuhl gelegt hatten, der ihr einziges Möbelstück war.

Ich musste wachsam sein, wenn ich noch mehr Kaviar wollte. Kollegen aus dem Medienbereich bedrängten den jungen Kellner mit dem Silbertablett. Ich fragte mich, was diese Party für ihre Arbeitsmoral bedeutete. Es war offensichtlich, wer für Mode, Essen oder Promiklatsch zuständig war. Meine eigenen Kolleginnen trugen Kleider, die viel Haut sichtbar werden ließen – wir hatten den ganzen Winter über nur wenig nackte Haut gesehen –, und löffelten Punsch aus einem Tischbrunnen, der unkontrolliert schäumte.

Meine Mitpraktikantinnen lungerten im Rudel bei den Hors-d’œuvres herum, sie suchten die Gemeinschaft der Gruppe. Als sie mich sahen, winkten sie mich herüber. Die meisten studierten, wie ich, an der NYU. Ein paar gingen zur Columbia oder aufs SUNY. Alle tranken den alkoholischen Punsch, obwohl viele noch nicht volljährig waren. Das wurde nicht kommentiert, weil jeder wusste: Das war unsere Bezahlung. Die anderen Praktikan-

tinnen waren ausnahmslos blond, hatten runde Brüste und eine freundliche Ausstrahlung. Jerry, der sie eingestellt hatte, bevorzugte ganz offensichtlich einen ganz bestimmten Typ. Ich war die Ausnahme.

Ich nahm eine Krabbe und zog sie durch die Cocktailsoße. Sie war kalt und schmeckte nur entfernt nach dem Meer. Ein Krabbencocktail war immer mit erstaunlich viel Kauen verbunden, und wenn ich ihn aß, kam jedes Mal der Moment, in dem ich dachte, *zu viel Fleisch*. Doch was die Erfahrung des Krabbencocktail-Essens betraf, litt ich unter Amnesie: Ich vergaß, wie es sich anfühlte, bis ich schon wieder den nächsten aß.

Ich suchte den Raum nach einem Mülleimer ab und bemerkte nicht, dass Jerry sich näherte. Ich hätte es vorgezogen, ihm heute Abend aus dem Weg zu gehen, doch jetzt war es zu spät. Neben ihm stand ein Mann, groß und mit goldenen Haaren, der etwa Mitte zwanzig zu sein schien.

»Lily, das ist mein Neffe«, erklärte Jerry mit einem gewissen Stolz.

Jerry hatte Cocktailsoße im Mundwinkel, verkrustet wie Blut.

»Und das ist Lily«, sagte er zu seinem Neffen.

Er schlug dem Neffen auf den Rücken. Ich hielt den Krabben Schwanz hoch und sah den Neffen schulterzuckend an, im Sinne von, *Tut mir wirklich leid, ich würde Ihnen so gern die Hand geben, aber ich kann gerade nicht*.

»Sie ist Koreanerin«, fügte mein Chef hinzu.

Ich fragte mich, warum er das sagte – mit dieser Überzeugung, und als wäre es überhaupt von Interesse. Sofort fühlte ich mich müde.

»Chinesin«, stellte ich dem Neffen gegenüber klar, sobald mein Chef gegangen war.

Jerry zog zur Schar der blonden Praktikantinnen weiter, die ihn allesamt anstrahlten, als wäre er eine Gottheit. Er hatte die

Macht, jede Einzelne von uns von einer unbezahlten in eine bezahlte Praktikantin zu verwandeln, insofern war er das auf eine Art auch. Er hatte mich auch schon als Thailänderin vorgestellt. Wir arbeiteten in der Tourismusbranche, und doch gelang es ihm nicht, die Länder auseinanderzuhalten.

»Tut mir leid«, sagte der Neffe. »Das war schräg.«

Er war verstörend attraktiv – athletisch, aber nicht hohl, ein Nerd mit Muskeln. Im Gegensatz zu den anderen Männern auf dieser Party, Medientypen in T-Shirts mit zu weitem Kragen, schien er sich in dem maßgefertigten Anzug zu Hause zu fühlen. Er wirkte nicht so, als hätte er ihn für diesen Anlass geliehen. Er war definitiv nicht mein Typ. Muskeln machten mir Angst. Ich überlegte, wie viel ich noch trinken sollte. Ich bewegte mich in Richtung Punsch-Brunnen und er folgte mir.

»Ich bin Matthew«, stellte er sich vor und kratzte sich hinten am Hals, den zu bewundern ich mir nicht verkneifen konnte. »Was machst du hier?«

»Ich bin Praktikantin«, sagte ich, während ich ein Glas mit Punsch füllte. »In der Grafikabteilung. Hauptsächlich suche ich nach Stock-Fotos. Oder erinnere Fotografen daran, ihre Rechnungen zu stellen..«

Ich drückte meine Hand gegen das Punschglas. Kalt. Ich hielt es mir an den Hals. Heiß. Nicht unwahrscheinlich, dass ich nicht träumte. Nicht unwahrscheinlich, dass dies die Wirklichkeit war. Ich war am Morgen schon misstrauisch gewesen.

Eine Gruppe von Mitarbeitern eines Klatschblatts sah zu uns herüber, um zu erfahren, was der gut aussehende Neffe tun würde.

»Woran hast du heute gearbeitet?«

Matthew wirkte aufrichtig interessiert, als wolle er die Unterhaltung fortführen, was mich überraschte. Ich war es gewohnt, dass Leute sich nach jemand Interessanterem umsahen, sobald ich ihnen erzählt hatte, in welcher Position ich war.

Ich hatte Rechnungen erfasst. Ich hatte die Ausstattung von Hotels verifiziert – Fotos mit den angegebenen Merkmalen abgeglichen. Außerdem hatte ich potenzielle Fotografen für einen Artikel über Millennium-Projekte recherchiert – Architekturvorhaben und Feierlichkeiten, die das Jahr 2000 zelebrieren sollten. Das Millennium-Wheel zum Beispiel: ein Riesenrad, das in London gebaut wurde, entworfen von einem Architektenhepaar.

»Das ist groß, oder?«, fragte Matthew.

»Das größte der Welt«, bestätigte ich.

Abrupt setzte die Musik aus. Wir verstummten, so wie alle anderen.

»Guten Abend zusammen«, erklang eine Stimme über die Lautsprecher.

Wir wandten uns der Bühne zu. Die Verlosung beginne jetzt, erklärte der energetische, für diesen Abend gebuchte Moderator. Jeder von uns hatte zu Beginn der Party ein Los bekommen, und ich holte meines aus der Handtasche.

»Drei, acht, fünf, sechs«, las der Moderator vor. Ich hörte enttäuschtes Seufzen.

Natürlich gewann ich nichts. Ich war kein Mensch, der Glück hatte. Ich hatte nie den Wahrscheinlichkeiten getrotzt. Schon als chinesische Frau geboren zu werden, war das Wahrscheinlichste, was einem Menschen passieren konnte. Meine Büronachbarin Amy schrie vergnügt auf. Sie lief zur Bühne, um ihren Preis abzuholen: einen in Folie verpackten Discman im Karton. Wieder dachte ich an die Kosten für den Discman, das Gehalt, das man mir nicht zahlte.

Der Moderator las eine weitere Zahl vor. »Drei, acht, sieben, sieben.« Wieder dieses enttäuschte Seufzen. Wieder nicht ich. Matthew starre auf sein Los.

»Ich glaube, das bin ich«, sagte er.

Er ging zur Bühne und holte einen Vierzig-Zoll-Plasma-Fernseher ab. Damit kehrte er zu mir zurück, stellte ihn neben uns ab und zuckte mit den Schultern, als würde ihm so etwas regelmäßig passieren. Der Moderator las weitere Gewinnzahlen vor, und Matthew beugte sich zu mir.

»Willst du ihn haben?«

»Ist das ein Witz?«

»Ich hab schon einen Fernseher. Ich weiß gar nicht, was ich mit dem hier machen soll.«

»Wow«, sagte ich ungläubig. »Also ...«

»Warum nimmst du ihn nicht und guckst mal, ob er dir gefällt? Und wenn nicht, kannst du ihn verkaufen. Das ist ein schöner Fernseher. Ein paar Tausend kriegst du dafür, mindestens.«

»Das ist verrückt«, sagte ich, »aber okay.«

»Brauchst du Hilfe, um ihn nach Hause zu bringen?«

Ich sah ihn an.

»Ich will dich nicht anbaggern«, schob er schnell hinterher. »Es ist nur ... nicht böse gemeint, aber diese Party ist nicht so toll.«

Das stimmte: Diese Party war nicht so toll.

»Also, klar«, sagte ich. »Warum nicht. Moment.«

Ich lief zum Buffettisch, wickelte ein paar Kekse als Wegzehrung in eine Serviette, und steckte sie in meine Manteltasche. Matthew hob den Fernseher mühelos hoch, und draußen winkte ich, um ein Taxi zu rufen. Eines hielt an. Der Fahrer grinste auf dem Ausweis genauso wie im echten Leben. Im Taxi hielten wir den Fernseher ungelenk auf dem Schoß, außerstande, uns zu bewegen, nicht redend.

Vor dem Haus, in dem ich wohnte, löste er die Knöpfe seines Hemdes und reichte es mir, zusammen mit seinem Jacket und seiner glänzend blauen Krawatte. Nur noch in einem weißen Unterhemd gekleidet packte er den Fernseher, und als er ihn die drei Stockwerke zu meiner Wohnung hinauftrug, traten seine

Muskeln in aller Bescheidenheit hervor. Debbie war über die Feiertage in Nebraska.

Während ich Bücher von dem Tisch räumte, der als Fernsehschrank dienen sollte, suchte er die Kabelbuchse und eine Steckdose. Er hob den Fernseher auf den Tisch, mit einer Eleganz, die mich überraschte, und drückte den Einschaltknopf. Der Wetteransager erschien. Ich schnappte nach Luft.

»Gott, vielen Dank«, sagte ich und gab ihm das Hemd zurück. »Das ist unglaublich. Mir hat noch nie ein Fremder einen Fernseher geschenkt.«

»Ich bin ja nicht irgendwer für dich. Bei dir klingt es, als wäre ich gerade von der Straße reingekommen.«

»Du bist nicht irgendwer«, stimmte ich zu. »Wir haben uns unterhalten. Das waren bestimmt ... fünf Minuten?«

»Vielleicht sogar zehn.«

»Vielleicht sogar zehn.«

»Der passt perfekt«, sagte er und knöpfte sich das Hemd zu.

Ich versuchte, den Ton zu deuten – sarkastisch? Der Bildschirm war lächerlich riesenhaft in meiner winzigen Wohnung.

»Warte«, sagte ich und fischte die Kekse aus meinem Mantel. Es waren dänische Butterkekse, die Sorte, die man in einer blauen Blechdose kaufte, in Muffin-Papier gehüllt. »Zur Belohnung.« Die Kekse waren inzwischen nur noch Krümel. Er kippte sie sich auf einmal in den Mund, was mir gefiel.

Einen Moment lang sagte er nichts, löste nur die Kekskrümel mit Speichel auf. Ich bewunderte seine Augen, die intensiv blau waren, eher Eis als Wasser, so hell, dass sie beinahe durchsichtig waren. Meine eigenen Augen kamen mir im Vergleich gewöhnlich vor. Sie waren braun, und irgendwie kühl, wie es die meisten Augen sind. Doch es gibt Augen, bei denen man denkt: *Die können unmöglich echt sein. Die soll ein menschlicher Körper hervorgebracht haben?* Matthews gehörten in diese Kategorie.

Er war attraktiv, das hatte ich schon den ganzen Abend gesehen, doch plötzlich traf es mich mit Gewalt, wie ein Windstoß, und ich bedauerte, dass er schon bald nicht mehr da sein würde.

»Soll ich dir meine Nummer geben?«, platzte es aus mir heraus, zu meiner eigenen Überraschung.

Eine Sekunde lang sagte er nichts, und es war die längste Sekunde meines Lebens. Ich hatte das Falsche gesagt, wurde mir klar, und ich erstarrte. Er hatte ja gesagt, dass er mich nicht anbaggern wolle, und jetzt baggerte ich ihn an. Er drehte sich von mir weg und fand, was er suchte: Er riss ein Stück eines leeren Müslikartons aus dem Altpapier ab. Das gab er mir, und ich schrieb meine Nummer darauf.

## KAPITEL 2

Ich wachte, aus Gewohnheit, um sieben Uhr auf, noch immer in meinem Kleid von der Party. Ich schlief wieder ein. Als ich erneut aufwachte, war es schon spät: neun. Ich rannte ins Bad, klatschte mir Wasser ins Gesicht und zog einen Rock und Strümpfe an, bevor mir einfiel, dass Samstag war, und ich mich entspannte. Ich bemerkte den Filzstift an meinem Bein und versuchte, ihn abzureiben, doch dabei verteilte ich nur die Farbe auf meiner Wade. Ich betrachtete den gewaltigen Fernseher, der jetzt mein Wohnzimmer verschluckte. Mein Anrufbeantworter blinkte.

»Hey. Ich hab mich gefragt, ob du heute Abend was essen gehen willst. Hier ist übrigens der Fremde, der dir einen Fernseher geschenkt hat.«

Matthew schlug ein Restaurant vor, in dem ich noch nie gewesen war, weil ich nicht genug verdiente, um dort essen zu können. Es war was für Promis, hatte ich mir immer vorgestellt. Oder CEOs. Trotzdem kannte ich es, weil jeder es kannte.

Ich rief die Nummer an, die er mir hinterlassen hatte. Er nahm sofort ab. Ich wiederholte den Namen des Restaurants, das er vorgeschlagen hatte.

»Im Ernst?«, fragte ich. »Und du zahlst?«

Unter normalen Umständen wäre ich nicht so direkt gewesen. Ich hätte das Essen still leidend über mich ergehen lassen – es gegessen, ohne es genießen zu können –, und gewartet, was geschehen würde, wenn die Rechnung kam.

Doch es waren keine normalen Umstände. Ich verhielt mich, als wäre ich in einem Traum. Ich war mir sicher, dass ich auch

nicht sein Typ war. Er musste schon wahnsinnig schöne Frauen gedatet haben.

»Natürlich«, sagte er.

Sein Vater hatte ihn versetzt, erklärte er, und so hatte er jetzt eine Tischreservierung – vor Monaten getätigt –, die ansonsten verfallen würde. Ich hielt meine Hand über die Sprechmuschel.

»Ja, verdammt«, sagte ich laut. Ja, verdammt, wie in Was passiert hier gerade?, und ja, verdammt, wie in Wen interessiert's? Sehen wir mal.

»Du hast mir noch nicht alles über die Millennium-Architektur erzählt«, sagte er.

Auf dem Sofakissen war ein wolkenförmiger schwarzer Fleck – mein Mascara. Offiziell war es das Sofa meiner Mitbewohnerin. Ich drehte das Kissen um.

»Dieses Wissen ist ganz bestimmt ein sehr teures Essen wert.«

»Ich hol dich um sieben ab.«

Es war zehn. *Wage es nicht, die nächsten neun Stunden darüber nachzudenken*, warnte ich mich selbst. Ich gab mir eine Reihe von Versprechen: Ich würde maximal eine Stunde damit verbringen, mich vorzubereiten. Ich würde mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, was ich anziehen sollte, würde nicht verschiedene Kleider anprobieren. Ich würde mich nicht schminken, wieder abschminken und noch einmal neu schminken. Ich würde dieses so unwahrscheinliche Gratissessen genießen und nichts weiter erwarten oder mir erhoffen.

Ich schaltete den Fernseher ein. Politiker sagten einander unfreundliche Dinge ins Gesicht, so wie immer. Auf einem anderen Kanal beschrieb ein Wissenschaftler der Universität Princeton ein erfolgreiches Experiment: Seinem Team war es gelungen, Mäuse klüger zu machen, indem sie ein einzelnes Gen manipulierten – und die Expression verhinderten. Der Wissenschaftler war Chinese, wie ich stolz feststellte. Das würde ein Gesprächsthema sein – etwas, worüber ich mich mit meiner Mutter unterhalten konnte.

Um sechs zog ich mein schwarzes Lieblingskleid über und legte die Ohrringe an, von denen ich wusste, dass sie gut dazu passten. Ich schminkte mich, trug ein uraltes Parfüm auf und betrachtete mich im Spiegel. Ich wischte mit einem feuchten Papiertuch darüber, um die Zahnpastaflecken zu entfernen.

»Ganz gut«, sagte ich zum Spiegel. »Ganz gut bis gut.«

Um exakt sieben Uhr materialisierte sich eine schwarze Limousine vor unserem Haus. Ich eilte hinaus.

Neben dem Auto stand ein älterer Mann, der »Lily« sagte und mir die Autotür öffnete. Ich stieg ein – erst verwirrt, dann erleichtert, dass Matthew nicht darin saß.

»Ich bin Lily«, sagte ich, um das Schweigen zu durchbrechen. Dann erinnerte ich mich, dass er mich bereits mit Namen begrüßt hatte.

»Ich bin Mitchell«, sagte er.

Auf dem Fahrersitz sah er aus, als könne er Matthews Vater sein. Er hatte hellblaue Augen, die ich immer wieder kurz im Rückspiegel sah. Vielleicht war ich aber auch einfach nur schlecht darin, weiße Menschen auseinanderzuhalten. In Filmen spielten immer irgendwelche Schauspieler die Eltern und Kinder von irgendwelchen anderen, und das absolut überzeugend.

Als wir das Restaurant erreichten, öffnete ich mir rasch selbst die Tür. Doch Mitchell war schnell: Er stand bereits da, um meine Hand zu nehmen und mir aus dem Wagen zu helfen. Jetzt wehte ein Windstoß heran, ein kalter Hauch an meinen nur mit einer Strumpfhose bekleideten Beinen. Ich zog meinen Mantel eng um mich. Bisher war ich ganz unbeschwert gewesen, und die Kälte riss mich aus diesem Zustand heraus. Plötzlich war ich nervös.

»Genießen Sie das Essen«, sagte Mitchell. »Wir sehen uns später.«

Im Restaurant gab ich Matthews Namen an – ich kannte seinen Nachnamen nicht, doch man wusste, wen ich meinte – und man führte mich durch das weiträumige Restaurant zu dem Tisch, wo

er bereits saß und ein Glas Wasser trank. Als er mich sah, stand er auf und lächelte auf seine amüsierte Weise, als würden wir bereits ein Geheimnis miteinander teilen.

»Du hast es geschafft«, sagte er, während er mir den Mantel abnahm und ihn der Empfangsdame übergab.

»Wie könnte ich ein Gratis-Essen ausschlagen?«

»Das sollte man nie tun.«

Die Kellnerin brachte die Speisekarte: Eine lange Weinliste mit mir unvertrauten Begriffen in mikroskopisch kleiner Schrift.

»Was denkst du?«, fragte er.

»Erwarte nicht von mir, was auszusuchen.«

»Soll ich auswählen, nach dem, was ich über dich weiß?«

»Was weißt du denn über mich?«

»Ich weiß, dass du Fernsehen magst, und Abendessen.«

»Das ist so ziemlich alles, was es zu wissen gibt.«

Während er die Liste betrachtete, schaute ich mich im Raum um. Eine Gruppe Männer in Anzügen hob die Gläser. Eine gut gekleidete Familie mit zwei kleinen Kindern saß steif da, verstörend still.

Zu unserer Linken hielt ein Mann Mitte sechzig mit einer viel jüngeren asiatischen Frau über dem Tisch Händchen. Ich hörte, dass sie nur gebrochen Englisch sprach, und schämte mich stellvertretend für sie. Ich fragte mich, ob ich für eine Escortdame gehalten werden könnte. Ich fragte mich, ob die Leute um uns herum lauschten, ob ich einen ausländischen Akzent hatte. Vermutlich war es ihnen egal – jeder hatte sein ganz eigenes Universum der Sorgen. Sie waren nicht so neugierig wie ich – doch es fiel mir schwer, das Gefühl abzuschütteln. Wieder blickte ich auf ihren Tisch: Als könne sie meine Gedanken hören, erwiderte die asiatische Frau herausfordernd meinen Blick.

»Macht mein Onkel das immer so?«, fragte Matthew.

»Was?«

»Stellt er dich immer vor, indem er sagt, was für eine Asiatin du bist?«

»Lass mich überlegen ... Das war jetzt das dritte Mal«, sagte ich.  
»Aber kein Problem. Jedenfalls bin ich's gewohnt.«

»Ich sag ihm das. Das ist nicht cool.«

»Mach dir keine Gedanken. Ich will ihn nicht bloßstellen.«

»Aber das ist peinlich.«

»Ich spreche nicht mal Chinesisch«, sagte ich.

Ich weiß nicht, warum ich das sagte, als wäre ich darauf stolz.  
Ich war nicht stolz darauf, doch ich wollte damit etwas beweisen:  
Ich war so amerikanisch, wie man nur sein konnte.

»Nein?«

»Meine Eltern haben's mir nie beigebracht. Hey«, sagte ich, um das Thema zu wechseln. »Du weißt, dass ich Fernsehen und Abendessen mag. Ich weiß gar nichts über dich. Was machst du so?«

Der Sommelier kehrte mit zwei dünnstielen Kristallgläsern und einer grünen Glasflasche zurück. Vorsichtig schenkte er den Wein ein und wir sahen schweigend zu, mit welcher Sorgfalt er dabei vorging: Er wischte das Kondenswasser mit einem Tuch ab, das er über dem Arm trug. Die Farbe des Weins in meinem Glas war blassgelb, mit einem grünen Stich. Er schmeckte wie Gras, auf gute Weise.

»Ich bin in der Finanzbranche«, sagte er.

»Also ... bist du ein Banker?«

»Private Equity. Ich verspreche dir, das ist nicht interessant.«

Das Essen kam in kleinen Gängen. Rohe Venusmuscheln, für jeden eine, die vor einer Soße glänzten, in der Schalotten wie kleine Juwelen steckten. Rote und pinkfarbene Blätter in einer architektonischen Konstruktion. Ein Teller, auf dem sich Stücke von dicklichen Minihähnchen türmten – Tauben, so stand es auf der Speisekarte.

»Und was willst du machen? Nach dem College?«

Ich war mir sicher, dass ich den Wein trank, doch die Flüssigkeit in meinem Glas schien nicht weniger zu werden, wie durch Zauberei oder ein Wunder. Dann erwischte ich sie: Unsere Kellnerin huschte davon, mit wippendem Pferdeschwanz.

»Vielleicht kannst du mir helfen, es herauszufinden.«

»Was wolltest du mal werden? Also, als Kind?«

»Architektin.« Ich lachte, ein wenig traurig.

Ich würde niemals Wissenschaftlerin werden wie meine Eltern – die sich für das Leben auf Molekularebene interessierten, für Dinge, die noch kleiner waren als Moleküle. Die Architektur war mir so glanzvoll vorgekommen: imaginäre Bauwerke, die Wirklichkeit wurden. Doch es wurde schnell deutlich, dass mir der dafür notwendige Drive fehlte. Ich lebte und atmete nicht Architektur, wie es meine Kommilitonen taten. Also wechselte ich zum Hauptfach Kunstgeschichte. Letzten Endes war ich nicht die Sorte Mensch, die sich danach sehnte, eine Landschaft zu gestalten. Ich wollte sie bloß betrachten.

»Ich hoffe, bei der Zeitschrift ergibt sich ein Job.«

»Ich könnte mit Jerry reden, wenn du willst.«

»Nein«, sagte ich schnell. »Vielen Dank. Das ist nett von dir.«

Er war siebenundzwanzig, fünf Jahre älter als ich. Er hatte an der Columbia studiert. Er spielte Racquetball, ging zu Knicks-Spielen und ins Kino, mochte Krimis und Biografien. Er war sehr gut darin, Maniküren zu geben.

»Das glaube ich nicht.«

»Das heißt nicht, dass es nicht wahr ist.«

Ich schwor mir, dass ich jeden Gang in Erinnerung behalten würde, doch sobald die Teller abgeräumt wurden, hatte ich schon wieder vergessen, was wir gerade gegessen hatten.

»Du bist also in Florida aufgewachsen«, sagte er.

»Größtenteils. Eigentlich bin ich in New York geboren. Auf Long Island.«

»Wo denn? Ich auch.«

»Nassau County.«

»Ich auch. Wir haben in Middleport gewohnt, in der Nähe des Hafens.«

»Kann nicht sein!«, sagte ich. »Da wurde ich geboren, und wir sind von da weg, als ich vier war. Ich erinnere mich kaum daran.«

»Wir waren da, bis ich neun war.« Matthew hielt inne. »Das heißt, wir waren gleichzeitig da.«

»Bin ich dir aufgefallen? Hast du dir gedacht, *Wow, was für ein attraktives Baby?*«

»Jetzt, wo du's sagst, erinnere ich mich an dich! Du warst doch dieses attraktive Baby.«

Meine einzigen Erinnerungen waren Schlaglichter: Ein Spielplatz am Wasser. Hartriegel-Bäume, die im Mai blühten, eine Überfülle an Blüten – die erste Blüte, deren Namen ich lernte, und er verwirrte mich.

»Erinnerst du dich an den Typen, der immer die Enten gefüttert hat?«, fragte Matthew. »Der hat den Kindern immer so blaue Steine geschenkt.«

Ich berührte aufgereggt seinen Arm. Ich hatte einen dieser blauen Steine, aber hatte nie gewusst, woher. Die Steine waren die Erde, sagte Matthew. Sie sollten uns daran erinnern, wie klein wir waren.

Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ein Kind das verstehen würde – dass wir so unbedeutend waren, dass wir gar keine Rolle spielten. Sogar jetzt noch war das etwas, das ich nur abstrakt verstand – nicht wirklich.

»Ist das deprimierend?«, fragte ich. »Oder befreiend?«

»Kommt aufs Glas an, denke ich.« Er hob mein Wasserglas an. »Halb voll.«

»Okay, also mögen wir beide Fernsehen und Abendessen. Und

wir sind auf Long Island geboren. Es spricht nicht viel für uns, muss ich ehrlich sagen.«

»Und reisen«, sagte Matthew. »Wir reisen gern.«

»Genau, das mach ich ständig, als unbezahlte Praktikantin.«

»Hast du mal im Ausland studiert?«

»Frankreich, im letzten Jahr. Paris.«

»Da war ich auch. Wir hätten uns in einem Café begegnen können.«

»Nur bist du fünf Jahre zu früh geboren.«

»Oder du zu spät.«

»Ich *liebe* Paris«, sagte ich, etwas zu begeistert, und ich spürte, wie sich meine Wangen röteten, als mir die Worte über die Lippen kamen. Ich fragte mich oft, welcher Anteil der Dinge, die ich sagte, wirklich originell waren, und wie vieles von dem, was ich sagte, ich irgendwo gehört hatte und bloß wiederholte.

»Eine unkonventionelle Sichtweise. Noch etwas, das wir gemeinsam haben.«

Er zog mich ein wenig auf, und ließ sich im Gegenzug von mir aufziehen. Gierig leerte ich jeden einzelnen Teller.

»Ich liebe es, wie gut es dir schmeckt.«

»Ich werde dir, dieses eine Mal, verzeihen, dass du kommentierst, wie viel eine Frau isst.«

»Das meinte ich nicht. Ich wollte nur sagen, dass es so aussieht, als würde es dir gut schmecken.«

Ich hatte mir fest vorgenommen, den Abend nicht zu ernst zu nehmen. Ich wollte genauso locker mit Beziehungen umgehen wie die anderen Zweiundzwanzigjährigen, die ich kannte, doch es war mir nie gelungen. Es überraschte mich, wie leicht es war, mit ihm.

»Das tut es«, sagte ich. Das tat es. »Isst du das nicht mehr?«

Er hatte nur einen kleinen Bissen von seinem Hirschbraten gegessen. Die Butter, die trüb darauf lag, war klar, wo sie an den Seiten herunter lief. Er schob mir seinen Teller hin.

»Tut mir leid, dass dein Vater dich versetzt hat.«

Er zuckte ganz leicht zusammen, als ich seinen Vater erwähnte – so leicht, dass es mir vielleicht entgangen wäre, hätte ich sein Gesicht nicht genau beobachtet.

»Glaub mir, du bist die viel bessere Gesellschaft.«

»Glück für mich.«

»Ich bin hier der Glückliche.«

»Ich werde mich nicht mit dir über Glück streiten. Du hast einen Fernseher gewonnen.«

Wir waren bei der zweiten Flasche Wein angelangt, einem Napa-Cabernet, und ich spülte den Hirschbraten damit herunter. Der Wein fühlte sich auf meiner Zunge trocken an, perfekt für die Butter und das Fleisch, sodass ich mehr von beidem wollte. Inzwischen hatte ich aufgehört, auf unsere Umgebung zu achten. Es waren nur noch wir zwei, und unsere Unterhaltung wurde zunehmend fieberhaft.

»Ich bin nicht gut im Feilschen«, sagte Matthew gerade. Er meinte, in der Welt: In seinem Job verhandelte er regelmäßig, doch er hatte Schwierigkeiten, wenn er es mit einem Straßenhändler zu tun bekam. Schon als er das sagte, wusste ich nicht mehr, wie wie auf dieses Thema gekommen waren.

Die Kerze zwischen uns lag in den letzten Zügen: eine Flamme in einer Pfütze aus geschmolzenem Wachs.

»Da wird so viel Macht ausgeübt, und es geht um nichts«, hörte ich mich sagen, voller Leidenschaft, auch wenn ich nicht wusste, warum. »Die Uni ist Schwachsinn. Alles nur Bürokratie. Ich kann's kaum erwarten, dass es vorbei ist.«

»Nicht nur die Uni.« Matthew schüttelte den Kopf. »Alles. Zum Beispiel wenn dein Flug verspätet ist und die Person am Schalter sagt, sie kann dir kein Ticket für den nächsten Flug geben, der in vertretbarer Zeit starten wird, aber für einen anderen Flug kann sie dir *doch* ein Ticket geben. Und je mehr man sich mit dieser

Person streitet, desto weniger ist sie oder er bereit, dir das zu geben, was du so dringend haben willst – das Flugticket von New York nach Paris, oder den Sitzplatz neben deinem Freund, oder was auch immer du willst.«

Er sah auf seine Armbanduhr. Sie war golden und tickte leise. Es war ernüchternd, daran zu denken, wie teuer sie gewesen sein mochte. Ein Jahr meiner Miete – vielleicht noch mehr. Und letzte Nacht hatte ich ihm Kekskrümel gegeben.

»Hey«, sagte er. »Was machst du morgen?«

Ich hatte vor, mit einer Freundin brunchen zu gehen, und hatte einen Friseurtermin, doch ich sagte: »Nichts.«

»Sollen wir nach Paris fliegen?«, glaubte ich ihn fragen zu hören.

»Was?«

»Lass uns nach Paris fliegen«, wiederholte er. »Jetzt sofort«, sagte er und nahm schon Blickkontakt mit unserer Kellnerin auf, nickte ihr zu, um die Rechnung zu bestellen.

Im Flugzeug plapperten wir wild drauflos, weit ausholend und ausführlich, als müsse alles, was es zu sagen galt, *auf der Stelle* gesagt werden. Noch immer betrunken vom Wein, wurden wir vom Champagner, den die Stewardess uns servierte, noch betrunkener. Im Flug öffnete sie die Flaschen mit einer eingebütteten Leichtigkeit, als würde man das französischen Kindern schon in der Grundschule beibringen. Ich stellte mir vor, wie der Korken ein Loch in die Außenwand des Flugzeugs schlug und wir in Spiralen vom Himmel fielen. Was für ein Abgang, dachte ich, unterwegs nach Paris mit einem Fremden. Hatte ich meinen Eltern gesagt, dass ich sie liebte? Schon zu lange nicht mehr, befürchtete ich.

Er war in New York aufgewachsen, dann in Connecticut, als zweitjüngstes von sechs Kindern, vier davon Schwestern. Ich war allein gewesen. Als Kinder hatten wir uns beide einen goldenen Mittelweg gewünscht.

Hatte er so was schon einmal gemacht?, fragte ich mich laut.  
Eine Fremde zum Essen eingeladen, und dann ab nach Paris?

»Nie«, schwor er und nahm feierlich die Hände hoch.

»Eine andere Stadt?«

»Das ist das erste Mal, dass ich eine Fremde irgendwohin mitnehme.«

Als wir mit dem Sinkflug begannen, gab es solche Turbulenzen, dass Matthew zu reden aufhörte, sich zurücklehnte und tief durchatmete. Er hatte die Augen geschlossen und wirkte verängstigt. Ich klappte die Armlehne hoch, die uns trennte, und griff nach seiner Hand, um sie zu halten. Wir hatten uns bisher noch nicht berührt, und der Kontakt war wie ein Schock.

Es hatte danach ausgesehen, als würde das Ganze in eine romantische Richtung gehen – schließlich saßen wir in einem Flieger nach Paris –, doch es hatte sich nichts Körperliches ergeben, und ich fragte mich ein wenig, ob ich die Situation vielleicht falsch gedeutet hatte. Ich stellte mir vor, wie ich in der Zukunft lachend einer Freundin von dem Wochenende erzählte. *Wir waren edel essen. Und dann hat er mich nach Paris mitgenommen. Rein platonisch.*

Matthew drückte leicht meine Hand, doch er hielt die Augen fest verschlossen. Mit seiner Hand in meiner sprach ich ihm Mut zu: Turbulenzen bedeuteten, dass wir höchstwahrscheinlich *nicht* sterben würden. Das hatte mir mal jemand erklärt, und ich glaubte fest daran. Wir erlebten gerade bloß eine Störung des Luftstroms. Ich versuchte, mit fester Stimme zu sprechen, trotz meiner eigenen Angst. Während ich sprach, nickte er, um zu zeigen, dass er mir zuhörte, mit geschlossenen Augen.

»Soll ich nicht weiter reden?«

Mir kam der Gedanke, dass es unangenehm sein könnte – etwas über Turbulenzen zu hören, während er sie selbst durchlebte.

Er schüttelte den Kopf.

»Nicht aufhören«, sagte er leise.

Er hatte echte Angst, dieser erwachsene Mann neben mir. Wahrscheinlich flogen wir gerade durch Wolken, fuhr ich fort. In Wolken herrschte unterschiedlicher atmosphärischer Druck. Wolken waren nicht gleichmäßig dicht. Wolken hingen in der Luft, und wenn sie schwer genug waren, regnete es. War das nicht irre?

Statistisch betrachtet waren der Sinkflug und die Landung die gefährlichsten Phasen des Fluges. Das erwähnte ich nicht. Das Flugzeug landete unsanft. Neben mir hielt Matthew die Augen geschlossen. Es bestand noch immer die Möglichkeit, dass das Flugzeug in Flammen aufging. Darüber machte ich mir Sorgen, nachdem wir gelandet waren. Auch wenn wir einem schrecklichen Ende entgangen waren, könnte noch ein anderes auf uns warten.

Die Lichter gingen an und die Stimme der Stewardess dröhnte knisternd aus den Lautsprechern und hieß uns in Frankreich willkommen. Ich nahm unsere Zollformulare und Pässe. Auf seinem Passfoto sah er jung und ernst aus – gerade volljährig, und das wollte er auch zeigen. Er sah anders aus als bei unserem Abendessen, aber so wie jetzt – ein Junge.

Matthew drehte sich zu mir und sah mich mit einem leisen, betretenen Lächeln an. Seine Hand griff nach meiner und wir verknötzten unsere Finger ineinander. Bevor ich begreifen konnte, was geschah, legte er seine andere Hand um meinen Hinterkopf, zog mein Gesicht an seines und küsste mich.

Matthew sprach schüchtern mit dem Taxifahrer, er schämte sich für sein Französisch, das in meinen Ohren fließend klang. Wir hatten den Vormittag verloren, also war es hier Nachmittag. Die Wintersonne schien durch die Fenster, und die alten Steingebäude wirkten glatt, beinahe feucht, vor Licht.

Ich folgte ihm in die Lobby des Hotels, dann in unser Zimmer – es war größer, als ich erwartet hatte, mit frischen Blumen auf beiden Nachttischen und einem übergroßen Himmelbett. Vom Bal-

kon aus konnte ich Notre-Dame und die Seine sehen, und Vögel, die sich majestatisch hinabstürzten wie Drachen.

Er legte meine Handtasche auf einen gepolsterten Sessel und legte sich auf die Tagesdecke, ohne die Schuhe auszuziehen. Ich legte mich ebenfalls hin, neben ihn. Jeder auf seiner Seite, sahen wir einander an. Ich berührte sein Kinn, sanft, ungläubig. War das hier real? Der Moment fühlte sich lang gezogen an, endlos. Gestern Abend war ich eine Person gewesen, die zum Abendessen ging, und jetzt war ich jemand völlig anderes.

Wir küssten uns erneut, keusch, wie Ehemann und Ehefrau, und schliefen ein. Als wir aufwachten, läuteten Kirchenglocken. Der Raum war dunkel, die Sonne untergegangen. Matthew zog mich an sich. Ich war mir sicher, dass mein Make-up verschmiert oder weg war, und dass mein Atem schrecklich roch. Ich wollte Sex, doch ich hatte Angst, wie ich aussehen und wie ich schmecken musste, und ich konnte meinen Kopf nicht daran hindern, darüber nachzudenken. Ich hatte noch nie ein gutes erstes Mal mit jemandem gehabt.

Er fragte mich nicht, was mir gefiel, und ich war erleichtert. Ich wünschte, ich wäre eine Frau, die voller Überzeugung aufzählen konnte, was sie wollte, als würde sie von einer Speisekarte bestellen. Doch so jemand war ich nicht.

Sein Haar roch nach synthetischen Rosen, genau wie das Herbal-Essences-Shampoo, das ich benutzte. Es gefiel mir, dass er nicht das Gefühl zu haben schien, ein Männer-Shampoo benutzen zu müssen, mit einem vermeintlich maskulinen Duft.

An seinem Daumen war eine Schwiele. Er fuhr damit, ganz sanft, über meinen Oberschenkel. Ich legte meine Hände auf seine, umklammerte seine Knöchel, als er meine Hüften nach unten drückte. Mit dem Mund bearbeitete er mich, bis ich kam, zu laut. Er küsste meinen Hals und packte ein Kondom aus. Er legte sich auf mich und flüsterte mir, den Daumen auf meinem Schlüs-

selbein, ins Ohr: »Ist das okay?« Es kam mir wie eine große Anstrengung vor zu nicken und ein Ja herauszubringen.

Anschließend lagen wir schweigend da. Mein Haar, nass vor Schweiß, klebte an meiner Stirn und seiner Brust.

»Okay«, sagte ich in die Stille hinein, und wir beide lachten.

Es war spät, als wir das Hotel verließen. Die Nacht war knackig kalt, die Stadt erleuchtet und verzaubert. Verkäufer rösteten Kastanien über dem Feuer und der süßliche Duft verteilte sich überall. Matthew erinnerte sich an ein Bistro, das er mochte, in Montmartre, und führte uns aus dem Gedächtnis dorthin.

Sein Französisch war besser als meines, doch der Kellner wechselte nach einigen wenigen Sätzen ins Englische. Wir teilten uns Lamm, Linsen, einen Salat. Der Salat bestand ausschließlich aus Blättern – einige gezackt und grün, andere gekräuselt und lila –, und im Dressing waren ganze Senfkörner, die in meinem Mund zerplatzten. Die Linsen kamen mit einem weich gekochten Ei, und das angestochene Eigelb war besser als jede Soße. Ich hatte so etwas noch nie gegessen – einfach, und doch perfekt, anders als das Abendessen am Vorabend, das auf seine eigene Komplexität bestand. Das mehrgängige Menü des Vortags war aus Ehrgeiz und Zeitaufwand entstanden, doch dieses basierte auf etwas anderem: Sorgfalt, die sich wie Liebe anfühlte. Matthew betrachtete mein Gesicht, während ich aß, in der Hoffnung, es würde mir gefallen.

Wir waren keine Fremden mehr, überlegte ich laut.

»Stimmst du mir zu«, sagte er, »dass ich nicht irgendwer für dich bin?«

»Du bist nicht irgendwer für mich«, sagte ich und spürte, dass dies der Anfang von etwas war. Dass nach alledem, aufgrund von alledem, mein Leben nicht mehr dasselbe sein würde.

## KAPITEL 3

Matthew entschuldigte sich: Er hatte vor den Weihnachtsfeiertagen eine sehr stressige Arbeitswoche vor sich. Doch er rief mich am Tag nach Paris an, und am Tag darauf. Er rief mich an jedem Tag dieser Woche an, als müsse ich daran erinnert werden, dass es ihn gab. Er war Asset-Manager bei einer Investment-Bank. Ich suchte online nach dem Durchschnittsverdienst und war sprachlos. Jemand, der so bezahlt wurde, war ganz sicher sehr beschäftigt. Doch er rief mich weiter an, ohne ein bestimmtes Ziel, nur, um mir Hallo zu sagen, wie ich es als Teenagerin bei Freundinnen getan hatte, doch seitdem nicht mehr.

»Ist für dich«, sagte meine Mutter, die Hand über der Sprechmuschel.

Ich war in Tampa, um Weihnachten mit meinen Eltern zu verbringen. Er fragte mich, wie sie so seien. Sie waren aus China in die USA eingewandert, über Hongkong. Mein Vater war so, wie er wirkte: fröhlich, unkompliziert. Er mochte ganz gewöhnliche Geschenke, wie man sie aus dem Fernsehen kannte: breite Krawatten, Ledergürtel. Er freute sich aufrichtig darüber, solche Geschenke zu bekommen.

Und meine Mutter? Es war unmöglich, sie zu beschreiben.

»Sie sind Wissenschaftler?«, fragte Matthew.

Beide waren Genetiker. Doch für meinen Vater war die Wissenschaft ein Job. Er hatte Freunde und andere Interessen. Während meine Mutter Wissenschaftlerin war, wie jemand Künstler sein mochte – voll und ganz, und obsessiv. Es war ihr Leben.

Unser Garten war eine Decke aus Grün – kein Gras, sondern Klee. Als Kind verstand ich nicht, warum die Leute vierblättrigen

Klee als Glücksbringer betrachteten, und dreiblättrigen nicht. Meine Mutter hatte die Mutation entdeckt, die dem Klee das vierte Blatt bescherte – was bis dahin als unmöglich galt, weil Klee erstaunlich komplex ist, mit der doppelten Chromosomenzahl eines Menschen. Sie wollte ihr eigenes Glück erschaffen.

Ich hörte die Stimme von Mathew's Sekretärin im Hintergrund, die ihn wissen ließ, dass man ihn brauchte. Sie klang jung und ungeduldig. Es war ihr Job, über seine Zeit zu wachen, und wer war ich schon, dieser Eingriff in seinen so vollgepackten Terminkalender? Ich konnte sie verstehen. Ich war es nicht gewohnt, mit irgendwem so zu reden – ohne Ziel, als wäre die Zeit nicht endlich, sondern unbegrenzt.

Ich wünschte, wir könnten ewig telefonieren. Sobald ich auflegte, fragte meine Mutter, *Wer war das?*

Was sie eigentlich wissen wollte: *Wer bist du? Wer willst du einmal werden?* Und die Wahrheit, die ich ihr nicht offen gestehen konnte, war, dass ich es nicht wusste – noch nicht.

Die nächste Woche: Wir trafen uns zum Abendessen, gingen etwas trinken. In kalten Nächten küssten wir uns an Mauern gelehnt, meine Arme um ihn gelegt, unter seinem warmen Mantel. Im Bett führten wir lange Gespräche, mein Kopf an seine Brust gedrückt, so nah, dass ich die Seife auf der Haut riechen konnte.

Er wohnte im West Village, in einer Eigentumswohnung, in der durch irgendeine magische Macht immerzu die richtige Temperatur herrschte. Ein funktionierendes Thermostat, nahm ich an, was tatsächlich magisch war, wenn man es gewohnt war, so zu leben wie ich, mit einem Heizkörper, der entweder zu heiß war oder gar nicht lief.

Was mir beim Eintreten auffiel, was mich überraschte, war ein Topf mit leuchtenden Orchideen im Foyer. Gleich an der Tür begrüßten sie einen, acht waren es, in einer eleganten Reihe.

Fuchsiifarben und gesprenkelt, wie Löwenköpfe in Miniatur. Die Blätter waren glänzend, dunkelgrün, und die Pflanzen wirkten gut gepflegt.

Neben den Orchideen stand eine Messingvase auf einem Stapel Kunstbändern, dazu eine gläserne Sprühflasche, die wie eine Antiquität aussah – sie passte nicht zu den anderen, so neuen Dingen. Ich fragte mich, ob das etwas war, das eine Ex-Freundin vorgeschlagen hatte – Orchideen im Foyer, Krimskram, der genau so angeordnet gehörte. Ich stellte mir vor, wie diese Ex-Freundin die Blumen arrangierte, wie sie ihm beibrachte, sie zu besprühen. Das mussten die Bücher sein, die sie am liebsten mochte und die er behalten hatte, weil sie alles waren, was von ihr geblieben war. Er schien meine Gedanken lesen zu können, denn er sagte: »Das hab ich aus einem Katalog übernommen.«

»Was?«

»Das Ganze. Dieses ...« Er suchte nach dem passenden Wort. »Tableau.« Er vollführte eine ausladende Geste, die mich zum Lachen brachte.

»Das hast du selbst gemacht?«

»Überrascht dich das?«, fragte er. »Ich hab's wirklich nachgemacht. Peinlich.«

Er nahm eine Broschüre vom Beistelltisch und schlug eine mit Eselsohr markierte Seite auf.

»Hier.«

Er zeigte auf ein Foto: ein rechteckiger Topf mit den gleichen fuchsiifarbenen Orchideen darin, den gleichen Büchern, und der gleichen Messingvase und der gläsernen Sprühflasche, die keine Antiquität war, sondern die es für zweihundert Dollar zu kaufen gab.

Der Fernseher, den er mir geschenkt hatte, blieb unbenutzt, weil ich meistens bei ihm übernachtete. Sein Fernseher war sogar

noch größer – ich verstand schon, warum er keinen zweiten brauchte. Er hatte Kabelfernsehen und konnte Hunderte Kanäle mehr sehen.

Seine Badewanne wurde von der Haushälterin Jenny blitzblank und staubfrei gehalten. Als ich ihr zum ersten Mal begegnete, lag ich gerade in dieser Wanne. Sie sagte etwas in einer Sprache zu mir, die ich als Mandarin erkannte, doch als ich sie nur verblüfft ansah und nicht reagierte, erröten wir beide beschämt. Sie wohnte in Flushing, erfuhr ich von Matthew. Sie war so alt wie ich, hatte ein Baby.

Geheimnisse wurden geteilt: Er erzählte mir, dass seine Mutter sich umgebracht hatte, als er acht Jahre alt war. Sein jüngerer Bruder hatte sich das Leben genommen, mit neunzehn. War Traurigkeit erblich?, sorgte er sich. Ich sah ihn an, zog ihn an mich, versicherte ihm *Nein*.

An dem Abend, als wir uns trafen, als ich ihm vom Millennium-Wheel in London erzählte, erwähnte er nicht, dass er es bereits selbst gesehen hatte. Auf einer Geschäftsreise im Monat zuvor war er am Fluss entlangspaziert und hatte das Rad schräg in der Luft schwebend gesehen – als würde es Limbo tanzen. Sie stellten es in zwei Phasen auf, zwei Grad pro Stunde. Es war nicht so, dass er das vor mir geheim halten wollte. Er mochte es einfach, mich mit dieser unverdienten Autorität darüber reden zu hören. Und dabei war ich noch nie in London gewesen.

Ich las gerade einen Roman, der dort spielte – ein Neujahrsbuch, ein London-Buch – über die Freundschaft zwischen einem Mann aus Bangladesch und einem Mann aus England. Im Bett gab ich es Matthew. Als er es aufschlug, regnete der Klee meiner Mutter heraus und landete auf seiner Brust – zweidimensionales, vierblättriges Konfetti. Ich hatte ihn gepresst und vergessen. Ich las jedes einzelne Exemplar von ihm ab und legte den Klee auf den Nachtisch. Ich blickte auf und sah, dass er mich anstarrte.

»Was denn?«

»Nichts.«

Er lächelte.

»Sag schon«, beharrte ich.

»Es gibt niemanden wie dich«, sagte er schließlich.

Ich trug mein schwarzes Lieblingskleid und Matthew einen Anzug. Mitchell setzte uns vor einem Steingebäude in der Upper East Side ab, und ein Aufzug, der nach Gardenien roch, brachte uns ins oberste Stockwerk.

Es war nicht bloß irgendein Silvester. Zumindest fühlte es sich so an. Anschließend wurde uns klar, dass Y2K viel Lärm um nichts gewesen war. Wir lachten darüber, dass wir je etwas anderes erwartet hatten. Wir traten in ein neues Jahrtausend ein, das Jahr 2000, und nicht wenige von uns glaubten, dass die Welt untergehen könnte – dass irgendeine unbekannte Katastrophe eintreten würde, wenn unsere Computer glaubten, es sei das Jahr 1900. Matthew sagte voraus, dass alles gut ausgehen würde. Die Medien machten ein großes Ding daraus, wie sie es gern taten. Doch ich wusste, dass sogar er sich Sorgen machte, denn er war die ganze Woche länger im Büro geblieben, um wichtige Daten auf CDs zu brennen.

»Matthew!«, bellte ein Mann, von dem ich annahm, er sei der Gastgeber, durch die sich öffnende Aufzugtür.

Er war groß und blond wie Matthew, und sein Lächeln wirkte aufgesetzt. Er hielt ein Glas in der Hand, in dem Eiswürfel und etwas Bernsteinfarbenes klimperten, und beugte sich herab, um mir einen routinemäßigen Kuss auf die Wange zu geben.

»Ich bin Jared«, stellte er sich vor. »Behandelt der Kerl dich gut?« Er erwartete nicht wirklich eine Antwort.

Die Männer unterhielten sich leise über etwas, das ich nicht verstand, und ich folgte ihnen. Ich befürchtete, dass wir die ersten

Gäste sein könnten, bis wir aus der Küche in einen Außenbereich hinaustraten, wo viele Leute um einen rechteckigen Pool versammelt waren, und Jared drehte sich zu mir und sagte freundlich: »Du musst meine Frau kennenlernen.« Es klang wie ein Satz aus einem Film. Hatte etwa jeder aus Filmen gelernt, was man sagte und wie man sich verhielt? Glaubte Jared wirklich, dass Frauen auf Partys nur mit anderen Frauen auf diesen Partys sprechen sollten?

Jareds Frau trug ein rückenfreies, mit Pailletten besetztes Kleid – so wie alle anderen Frauen auch, wie es schien –, und so konnte man die Linie sehen, die sich ihren gesamten Rücken hinunterzog. Trotz der Wärmestrahler war es kalt, und die feinen Härchen an ihren Armen hatten sich aufgerichtet, durchsichtige Zahnbürstenborsten.

»Ich bin Lily«, stellte ich mich vor.

Ihre Ringe klapperten lautstark gegen das Glas, als sie den Wein von einer Hand in die andere nahm.

»Ich heiße auch Lily. Mochte Ihre Mutter Lilien?«

»Hab ich sie nie gefragt.«

Wir lächelten einander milde an. Ihr Blick fiel auf mein Kleid.

Es war dasselbe Kleid, das ich beim Abendessen mit Matthew getragen hatte – ein allmählich dünn werdender Viskosestoff. Jetzt fiel mir auf, dass er an manchen Stellen bereits dünner war, als ich in Erinnerung hatte.

»Sie haben es sehr schön hier«, sagte ich schnell.

»Danke sehr«, sagte sie und erstrahlte, obwohl sie bereits vorher gestrahlt hatte.

Jared kam mit unseren Drinks zurück, Scotch für Matthew und Champagner für mich. Ich war erleichtert, als er und Lily von einem anderen Paar begrüßt und in eine Unterhaltung verwickelt wurden.

»Wir werden uns amüsieren«, sagte Matthew zu mir, und es klang nicht sehr überzeugt.

Um uns herum leuchteten Lichterketten wie strahlende, stillstehende Glühwürmchen. In den Fenstern der Hochhäuser um uns herum waren hier und da Männer und Frauen über Schreibtische gebeugt – sie arbeiteten, aus irgendeinem Grund, an Silvester. Welcher Arbeit gingen sie nach, die so wichtig sein konnte? Aus der Ferne sahen sie aus wie Puppen. Was auch immer sie da taten, es war leicht, es als unbedeutend abzutun. Das war etwas, was ich damals tat – abtun, was ich nicht verstand.

Kellner in Weiß drehten mit Miniaturspeisen ihre Runden und schnappten sich leere, abgestellte Gläser von Pflanzentöpfen aus Beton.

Jeder schien Matthew zu kennen und begrüßte mich mit übertriebener Freundlichkeit. Sie betrachteten mich unverbindlich, ihre Blicke ruhten auf mir, doch sie nahmen mich nicht wahr, als wäre ich ein Werbespot, der schon im nächsten Moment vorbeigeflimmert sein würde. Mit manchen Leuten sprach Matthew mit einer gewissen Schärfe, mit Ungeduld – in einem Ton, den er mir gegenüber nie anschlug. Ich fragte mich, womit genau er eigentlich sein Geld verdiente. *Das ist nicht interessant*, hatte er bei unserem ersten Abendessen gesagt.

Ich war eine von einer Handvoll asiatischer Frauen, und insgeheim wünschte ich, es wären mehr oder gar keine. Eine von ihnen hing am Arm des einzigen schwarzen Mannes, der einen großen Siegelring an der Hand trug, mit der er über den blanken Rücken seiner Begleitung strich. Es verstörte mich, wie er den nackten Rücken knetete, als wäre sie bloß Teig. Tatsächlich machten viele der Männer das bei vielen der Frauen so – sie streichelten ihnen offen über den Rücken. Ich trank noch einen Schluck Champagner.

Ich wurde von Matthew getrennt, und ein Mann hielt mir einen Vortrag darüber, dass er gerade von einer Reise nach Shanghai zurückgekehrt sei – wie sehr sich die Stadt verändere, und der

Verkehr sei unglaublich. Ich sagte, ich komme nicht aus Shanghai, oder überhaupt aus China, dass ich hier geboren sei – in New York sogar –, doch das machte für diesen nicht chinesischen Mann keinen Unterschied. Ich entschuldigte mich: Ich musste zur Toilette.

Im Bad überkam mich ein Lachanfall. Man sah sofort, wenn alles in einem Badezimmer nur danach ausgewählt war, wie viel es kostete. Mein Vermieter hatte bei allem gespart – Vinylfußboden, die billigste Armatur und Toilette – und hier war es, als sei alles ausgewählt worden, weil es teuer war. Der Boden und die Flächen waren aus Marmor, die Armaturen sahen poliert und skandinavisch aus. Eine teure Kerze verbreitete einen luxuriösen Duft – hier wurde wortwörtlich Geld verbrannt. Gegenüber der Toilette hing ein Spiegel. Ich sah mir selbst dabei zu, wie ich den kostbaren Champagner auspinkelte, den ich den ganzen Abend getrunken hatte. Mein Lippenkonturenstift war asymmetrisch aufgetragen, stellte ich beschämt fest. Die Form meines Mundes war falsch. Und ich trug zu viel Rouge. Ich versuchte, es mit den Handballen abzuwischen, doch das machte es nur noch schlimmer.

»Brenda!«, begrüßten die Leute eine ältere Frau und drückten ihre Gesichter an ihres. Brenda schien Mitte fünfzig zu sein und war mit einem deutlich jüngeren Mann gekommen. Sie war einmal schön gewesen, da war ich mir sicher, doch jetzt war es nicht mehr so deutlich zu erkennen. Sie hatte Lippenstift an den Zähnen, und ich konnte die Foundation in den Falten ihres Gesichts erkennen, wie Mörtel zwischen Backsteinen. Doch sie gab sich bestens gelaunt und sprach mit lauter Stimme, als kenne sie hier jeden, als sei das *ihre* Party. Jared und Lily begegneten ihr fast unterwürfig. Sie hatte auf irgendeine Weise Macht über sie.

Aus dem Augenwinkel bemerkte ich Matthew, der ein paar Meter entfernt mit einer dünnen Frau stand, fast so groß wie er. Ihr Haar war glatt und glänzend braun – wie Haar, durch das man sich

in einer Shampoo-Werbung mit den Händen fuhr, das strahlende »Danach«. Anders als die anderen Frauen trug sie ein schlichtes, locker sitzendes Kleid. Ohne mich anzustrengen, schien das Kleid zu sagen, *bin ich schöner als ihr*. Sie standen ganz nah, wirkten vertraut. Sie passten perfekt zueinander.

Als hätten sie bemerkt, dass ich sie beobachtete, drehten sie sich beide zu mir um, und im selben Augenblick brüllte jemand: »Countdown!«, und fing an: »Zehn!«

Matthew schob sich durch die Menge an Menschen. Es halle neun, acht, sieben, sechs und fünf, bis er bei mir war.

»Frohes neues Jahr!«, riefen die Leute, und pusteten in Tröten, die vorher verteilt worden waren.

Matthew küsste mich voller Optimismus. Anschließend ließ er seine Hände auf meinem Gesicht ruhen – als Wiedergutmachung, den Gedanken konnte ich mir nicht verkneifen, für das, was ich vorhin gesehen hatte.

Um uns herum funkelte fröhlich die Stadt. Und über das Gefühl, verliebt zu sein, legte sich etwas Tückisches – die Überzeugung, dass dies nicht von Dauer sein konnte. Ich gehörte nicht hierher. Natürlich gehörte ich nicht hierher.

»Ich werde dich vermissen. Es tut mir leid, dass ich weg muss.«

In zehn Stunden würde er losfliegen, um seinen Vater und seine Stiefmutter in Berlin zu treffen.

»Sind das deine echten Freunde?«, fragte ich Matthew.

»Das ist kompliziert«, sagte er.

Er sprach nicht noch einmal mit der Brünetten, doch ab und zu spürte ich, wie sie in unsere Richtung sah. Weil ich wusste, dass sie uns beobachtete, lachte ich lauter und grinste breiter, wenn wir uns mit jemandem unterhielten. Ich war hier nicht fehl am Platz, sollten mein Lachen und mein Lächeln beweisen.

Ich war nicht nüchtern. Die Welt um mich herum war verschwommen und golden. Es war ein neues Jahr. Das machte mich

immer ein wenig traurig. Als hätte mit dem alten etwas nicht geklappt.

An der Bar wartete der junge Mann, der mit Brenda eingetroffen war, auf die Aufmerksamkeit des Barkeepers. Von Nahem wirkte der Mann älter, mindestens wie dreißig. Neben Brenda – die jetzt auf der anderen Seite des Raums stand – hatte er wie ein kleiner Junge ausgesehen.

»Was trinkst du?«, fragte er.

»Einfach Champagner.«

»Zwei Champagner«, sagte er zum Barkeeper.

Er reichte mir mein Glas und bemerkte einen Fleck daran. Er gab mir das andere Glas und rieb den Fleck mit einer Krawatte ab, die mit kleinen Buntstiften bedruckt war. Ich mochte ihn sofort.

»Ich bin Stan.«

»Lily«, sagte ich und stieß mit ihm an.

»Ich denke mal, du kommst nicht aus dieser Welt.«

»Ist das so offensichtlich?« Ich schüttelte den Kopf. »Lieg's an meinem Kleid? Sei ehrlich.«

»Nein, nein, gar nicht.« Er trank das halbe Glas Champagner in einem Zug. »Du wirkst so aufmerksam.«

»Das sind ja niedrige Standards.« Der Champagner brannte mir in der Kehle. Ich schmeckte ihn kaum noch. »Und du? Bist du's?«

»Bin ich was?«

»Ein Teil dieser Welt.«

»Das ist kompliziert«, sagte er, Matthews Worte verwendend.  
»Ich bin Künstler.«

»Benutzt du Buntstifte?« Ich deutete auf seine Krawatte.

»Tatsächlich mache ich das manchmal«, sagte er und lächelte.  
»Aber mit den meisten Fünfjährigen kann ich nicht mithalten. Ich bin eher Maler.«

»Und was malst du?«

»Das darf man einen Maler doch nicht fragen.«

»Tut mir leid.« Ich wurde rot. So sehr ich mich auch im Studium mit Kunst beschäftigte, kannte ich doch keinen Künstler persönlich.

»Ich mach nur Spaß. Ich male hauptsächlich abstrakt. Ich verweise Öl. Ich muss manchmal darüber reden – vor allem an solchen Orten wie hier –, aber ich hasse es. Alles Schwachsinn.«

»Das Malen?«

»Das Reden übers Malen.«

»Und du bist mit ihr hier?« Ich deutete auf Brenda.

Stan trank den Rest seines Champagners und wartete, bis ich meinen ausgetrunken hatte.

»Das ist kompliziert«, sagte er noch einmal.

Er bestellte zwei weitere Gläser Champagner, und ich bewunderte sein Profil. Stan sah gut aus. Nicht auf konventionelle Weise, sondern auf eine ganz spezifische Weise. Seine Nase war krumm, als wäre sie einmal gebrochen gewesen. Ein kleines Stück der einen Augenbraue fehlte. Ich folgte seinem Blick, der auf Brenda ruhte.

»Zeit – das ist das Einzige, was man nicht kaufen kann. Ich frage mich, ob man deshalb Kunst besitzen will«, überlegte Stan. »Sie kaufen meine Bilder, weil sie die Zeit selbst besitzen wollen. Ein Gemälde ist das nächstbeste.«

»Die Zeit, die du damit verbracht hast, es zu malen.«

»Die tatsächlich eingesetzte Zeit, ja – meine Zeit, kumuliert. Auf eine Art ist es eine Entschädigung für meine Zeit.«

»Also sind das deine Kunden.«

»Ich hasse es, dass ich meine Bilder verkaufen muss. Ich würde auch umsonst malen. Aber ich muss irgendwie leben. In der Kunst als Produkt gibt es keine Geduld mehr, keine Präsenz – nur die Ware.«

»Das klingt, als könnte es auf einem dieser Poster stehen«, neckte ich ihn. »Im Museum.«

»Klinge ich prätentiös?« Er lachte. »Dann spar ich mir das für mein Künstlerstatement auf.«

Plötzlich stand Matthew neben uns. Er berührte meinen Arm. Die Geste war eher an Stan gerichtet als an mich. Stans Haltung veränderte sich, als er sah, dass wir zusammen waren.

»Matthew«, sagte Stan, jetzt reserviert. Sie schüttelten sich die Hand. »Wie läuft das Geschäft?«

»Wie immer. Immer weiter. Und die Malerei?«

»Wie üblich. Die übliche Verzweiflung.«

Sie nebeneinander zu sehen, erinnerte mich daran, wie seltsam es war, dass Matthew derjenige war, mit dem ich zusammen war. Er verschränkte seine Finger mit meinen, um es zu bestätigen.

Als er aus Berlin zurückkam, hatte er Geschenke mitgebracht. Er stand in meiner Tür, für die er zu groß aussah, und das war er auch. Er beugte sich herab, um mich zu küssen. Er trug einen Schal, der meinen Hals streifte, als er sich vorbeugte. Ich konnte ihn nicht anfassen: An meinen Fingern klebten Knoblauchschen, und ich hielt meine Hände wie Klauen. Ich fürchtete, dass ich nach Fett roch. Meine Schürze war aus einem Secondhandladen und mit einem Spruch bedruckt: »Hier kommt der heiße Scheiß.«

Ich hatte ein paar Tage lang aufgeräumt, doch die Wohnung sah unverändert aus: wie eine zerbröckelnde Chinatown-Absteige, mit dunklem Fugenkitt an der Küchenarbeitsplatte wie die Adern von Krabben. Debbie war praktischerweise den ganzen Tag in ihrem Zimmer geblieben, um meinem Putzanfall zu entgehen, und hatte sich verdrückt, bevor Matthew kam. Sicher würde sie diesen Tag im Kopf behalten, als etwas, das zurückgezahlt werden musste. Irgendwann würde es einen Abend geben, an dem sie mich zu verschwinden bat, und ich würde ihr den Gefallen tun müssen.

»Hi«, sagte Matthew. Jenseits der Wand gab mein Nachbar heftige Geräusche von sich, im Versuch, Schleim hochzuwürgen. »Hier riecht's gut.«

Mein kleiner Formica-Tisch flackerte vom Licht der Kerzen, die ich in Trinkgläser gestellt hatte. Sie neigten sich ein wenig zur Seite. Es lief Musik – eine Mix-CD, mit der ich mir viel Mühe gegeben hatte.

»Wein?«, fragte ich. Er nickte.

Ich öffnete die Flasche, für die ich zwanzig Dollar gezahlt hatte, mehr, als ich normalerweise ausgab, und als er davon trank, sorgte ich mich: War er gut genug? Mir schmeckte er gut – wie Wein. Im Ofen briet ein Hähnchen.

Er legte Geschenke auf den Tisch: eines klein, eines groß. Er faltete die Papiertüte zusammen und lehnte sie gegen ein Tischbein.

»Das ist nicht fair«, sagte ich. »Ich hab dir nur diese Mix-CD gemacht.«

»Das ist ein richtig guter Mix«, sagte er.

In dem kleineren Paket war ein lavendelblaues Fläschchen Parfüm, aus so dickem Glas, dass es aussah, als würde es nicht zerbrechen, wenn ich es hinwarf. Er gab zu, dass seine Schwester Jenna ihm bei der Auswahl geholfen hatte. Ich spritzte ein wenig davon auf mein Handgelenk: Es roch nach Pfeffer und Kräutern und Bäumen. Mir fehlten die Worte, es zu beschreiben, aber ich liebte es. Ich musste an meine Mutter denken, die Papierstreifen aufbewahrte, auf die sie in Kaufhäusern süßliches Parfüm gesprührt hatte. Sie hatte sich noch nie eine ganze Flasche gegönnt.

Das größere Päckchen enthielt ein Kleid: schwarze Seide, hauchdünn. Es passte perfekt, als hätte er mich im Schlaf unberührt ausgemessen. Im Spiegel sah ich erwachsen aus, wie eine dieser Frauen, die ich auf der Straße bewunderte.

Das Kleid, das ich auf der Silvesterparty getragen hatte, war ihm peinlich, ging es mir durch den Kopf. Er musste sich gewünscht haben, dass ich etwas anderes anzog, und deshalb hatte er mir dieses Kleid gekauft.

»Ist okay, wenn du's hässlich findest.« Er machte ein besorgtes Gesicht, als er die komplizierten Emotionen in meinem bemerkte.

»Wie soll ich das hässlich finden? Das ist wunderschön.«

Das war nicht gelogen. Es war perfekt, die Art von Kleid, von dem ich mir wünschte, ich würde es selbst finden können, von dem dafür nötigen Geld ganz zu schweigen. Das Kleid war nicht das Problem. Es war das, wofür das Kleid stand – was er über mich gedacht haben musste. Als ich mein Spiegelbild im silberfarbenen Toaster sah, ähnelte ich jemand anderem.

»Stimmt was nicht?«

»Ich liebe es«, behauptete ich, darum bemüht, das Unbehagen aus meiner Stimme zu verbannen.

Das Hähnchen war fertig. Im Rezept stand, dass ich es ein wenig ruhen lassen sollte, also stellte ich es auf die Arbeitsplatte.

»Wie war die Reise?«, fragte ich.

»Die war gut.« Seinen Eltern ging es auch gut. Sie hatten einen neuen Hund, einen Boston Terrier. Der Hund hieß Hans. Am dritten Abend waren der Familie die Gesprächsthemen ausgegangen.

»Sie wollten wissen, ob ich mit jemandem zusammen bin.«

»Was hast du gesagt?«

Matthew legte eine Hand an seinen Hals und rieb daran.

»Ich hab nichts gesagt«, gab er schuldbewusst zu.

Ich schenkte mir noch etwas Wein ein.

»Keine Sorge. Ich weiß, wie es ist, komische Eltern zu haben.«

»Sie hätten zu viele Fragen gestellt.«

»Versteh ich«, sagte ich, darum bemüht, nicht beleidigt zu klingen. Es war komplett unfair: Ich selbst hätte meinen Eltern

niemals nach nur zwei Wochen von einer Beziehung erzählt. Ich hatte ihnen nichts erzählt. Und doch fühlte sich mein Leben durch Matthew verändert an. Ich fragte mich, ob es für ihn genauso war.

Der Wecker klingelte und das Hähnchen war bereit, zerlegt zu werden. Wir aßen es – es war trocken – und ich fragte, wie Hans so war, und er sagte »niedlich und ausgelassen«, und ich fragte mich die ganze Zeit, was ich für ihn war. Ich hatte in der Vergangenheit lockere Beziehungen geführt – es zumindest versucht. Ich fragte mich, ob es das für ihn war – eine lockere Sache, die ich als etwas Ernstes missverstanden hatte. Vielleicht war ich zu verknallt gewesen, um die Zeichen zu erkennen.

Ich versuchte, einen Salat zu machen, wie wir ihn in Frankreich gegessen hatten, doch er schmeckte sauer und nach Senf – überhaupt nicht wie der Salat, den wir hatten. Ein Blatt fiel auf mein Kleid, und das Öl zog direkt ein. Ich würde es mit Spülmittel einweichen müssen. Auf dem Aufkleber meines Spülmittels war eine Ente aufgedruckt. Der Hersteller war stolz darauf, dass damit ölverschmierte Wasservögel gereinigt worden waren – darunter auch zwei bedrohte Arten –, nach dem letzten Ölleck in Oregon. Das sollte mich vermutlich optimistisch stimmen – dieses Spülmittel macht Vögel sauber!, doch es hatte den gegenteiligen Effekt: Es deprimierte mich, dass wir in einer Welt lebten, in der regelmäßig Öl ins Meer gelangte und zahlreiche Vögel tötete, Meeressäugetiere und Schalentiere, und wenn es sie nicht umbrachte, verschmierte es sie zumindest mit Öl.

Er spülte in meinem zu kleinen Spülbecken schweigend das Geschirr ab und stapelte es sauber und umsichtig. Als er fertig war, setzte er sich zu mir aufs Sofa.

Die Mix-CD war zu Ende. Der Fernseher war auf stumm gestellt. In den Nachrichten wurde eine Verfolgungsjagd gezeigt. Die Polizei schlängelte sich still durch den Verkehr, einem davonrasenden

Van hinterher. Matthew legte eine Hand auf meinen Arm, und ich verkrampte mich.

Er war zu groß für Debbies Sofa, und das Sofa war dreckig. Ich hielt meine Wohnung für charmant – gemütlich –, doch wenn er hier war, war sie nicht mehr akzeptabel, und ich erkannte den Charme als den Mangel, der er war: Mein zusammengewürfeltes Besteck, meine zusammengesuchten Blumen, die abgeplatzten Ecken an den Gläsern. Er war hier fehl am Platz, in meinem Leben. So wie ich auf der Silvesterfeier.

»Hör zu, Matthew, ich freu mich, dass du hier bist.«

Er schwieg. Ich wusste nicht, was ich da sagte. Er sah mir ins Gesicht, und ich wünschte, er würde es nicht tun. *Guck mich nicht so an*, wollte ich brüllen.

»Aber?«

Er küsste meinen Hals, roch das Parfüm, den Duft, den er ausgewählt hatte. Mein Herz raste, und das nicht auf die gute Weise. Ich fühlte mich erstickt, als hätte er sämtliche Luft im Raum aufgebraucht, als sei keine mehr für mich übrig.

»Aber ...«, fuhr ich fort. »Wäre es okay, wenn ich heute allein hierbleibe?«

In diesem Augenblick klimperten draußen Debbies Schlüssel und die Tür ging auf. Sie hielt eine prall gefüllte Tüte von irgendeinem Restaurant in der Hand. Ich fragte mich, wie wir für sie aussahen. Dieser Mann neben mir. Meine Augen rot umrandet, mit den Tränen kämpfend.

»Hi«, sagten alle höflich.

Debbie eilte in ihr Zimmer.

»Tut mir leid«, sagte er.

Er legte sich seinen Schal um den Hals, zog die Jacke an, küsste mich noch einmal und war verschwunden. Es war eine Erleichterung, und es war niederschmetternd. Ich räumte das saubere, trockene Geschirr weg und holte die CD aus dem CD-Player. Er hatte

sie nicht mitgenommen, hatte nicht einmal daran gedacht, dass es sie gab. Ich hatte Stunden damit verbracht, Lied um Lied abzuspielen, um sicher zu sein, dass die Reihenfolge genau richtig war. Theatralisch warf ich die CD in den Müll, und dann leerte ich das Schmutzsieb aus der Spüle darüber, damit die feuchten Essensreste sie zerstörten.

## KAPITEL 4

Meine Mutter und mein Vater saßen wortlos an meinem Küchentisch. Die Hände meines Vaters zitterten, doch keiner von uns sagte etwas dazu. Sein Parkinson war schlimmer geworden. Ich schüttete heißes Wasser über gelblich-braune Stückchen Kamillenblüten, die zu tanzen begannen, als das Wasser sie traf. Meine Mutter sah misstrauisch zu, wie ich mir am Wasserhahn ein Glas Wasser einfüllte.

»Das kann man problemlos trinken. New Yorker Wasser ist berühmt.«

»Wie kann Wasser berühmt sein?«, fragte meine Mutter.

»Damit wird die Pizza gut. Und die Bagel.«

»Schöner Fernseher«, sagte mein Vater.

»Den hast du gekauft?«, fragte meine Mutter.

Das tat sie immer – sie hinterfragte Entscheidungen, die längst getroffen waren.

»Suchst du dir eine neue Mitbewohnerin?«, fragte meine Mutter.

Ich nickte. Die Wohnung stand voller Kartons: Debbies Sachen füllten den Flur. Nach ihrem Abschluss würde sie zurück nach Omaha ziehen.

Ich hatte auf Craigslist eine Anzeige geschaltet, in der ich die Mitbewohnerin beschrieb, die ich mir wünschte: eine »ruhige Berufstätige, Mitte 20 bis Mitte 30«, als wäre es das, was ich selbst war.

»Eine Fremde?«, fragte meine Mutter.

»Anfangs sind alle Fremde. Hattest du nie Mitbewohner?«

»Ich hatte Mitbewohner«, sagte sie sachlich.

Wenn es um ihre Vergangenheit ging, erzählte sie nie viel. Sie griff nach ihrem Becher und ich bemerkte ein paar neue Flecken auf ihrem Handrücken, hellbraune Kreise. Mein erster Gedanke war egoistisch: Ich sollte damit anfangen, dort Sonnencreme aufzutragen.

Zuvor, am Nachmittag, war der Himmel unheilvoll silberfarben gewesen, es drohte zu regnen. Links und rechts von mir standen chinesische Studenten, die ich nicht kannte: andere Chens und Chans und Changs und Chengs. Der Hut saß nicht bequem auf meinem Kopf. Ich hatte ihn mit einer Nadel befestigt, doch mein Haar war einfach zu glatt. Der Umhang war leuchtend lila, ein raues Material, das an der Brust und an den Waden kratzte.

Irgendwo im Yankee Stadium saßen meine Eltern inmitten der Massen von Angehörigen in der viel zu großen Arena und warteten darauf, meinen Namen zu hören.

Der gewaltige Raum erinnerte mich daran, dass ich nur eine von vielen war – gewöhnlich, nichts Besonderes. Ich machte meinen Abschluss ohne Auszeichnung. Es war mir peinlich, dass meine Eltern für ein so unpersönliches Ritual so weit gereist waren.

Unser Festredner war ein Nachrichtensprecher aus dem Fernsehen: bekannt, aber nicht von Bedeutung. Ich fragte mich, was meine Eltern dachten, als er erklärte, wir könnten alles erreichen, was wir uns nur vornahmen – eine schnöde Fernsehwahrheit. Doch je banaler seine Aussagen wurden, desto mehr Jubel und Applaus und Gejohle lösten sie aus. Wir waren etwas ganz Besonderes, sagte er zu uns Tausenden. Ich bemerkte, dass die Studenten neben mir, internationale Studenten aus asiatischen Ländern, nicht mit den anderen jubelten.

Ich hörte meinen Namen: nur der erste Vor- und der Nachname, nicht der zweite Vorname – nichts, was sich falsch aussprechen ließe. Als ich zur Bühne ging, um mein Zeugnis in Empfang zu

nehmen, rutschte mein Hut noch weiter nach unten. Das musste albern aussehen, als würde ich mich über das Ritual lustig machen.

Wenn andere Studenten ihr Zeugnis abholten, pfiffen und grölten ihre Begleiter. Doch als mein Name ausgerufen wurde, war nur ein leises, höfliches Klatschen zu hören.

Nach der Zeremonie, nach dem Abendessen, kehrten wir nach Chinatown zurück, vorbei an Gemüseständen und runzligen chinesischen Frauen in leicht zerknitterten Polyesterhosen, die mit geübten Händen das gute Obst vom weniger guten unterschieden.

Meine Mutter zog eine Traube brauner Früchte hervor, deren Stängel mit einem Gummiband zusammengebunden waren. Die Verkäuferin sah uns freundlich an, eine chinesische Mutter und ihre chinesische Tochter. Als meine Mutter auf ihr Kantonesisch mit Englisch antwortete, wirkte die Verkäuferin überrascht, dann enttäuscht. Sie nahm den gefalteten Geldschein schweigend entgegen und reichte uns das Obst in einer pinkfarbenen Plastiktüte.

»Longan«, sagte meine Mutter. »Die habe ich als Mädchen geliebt.«

Sie zeigte mir, wie man die Schale ablöste, und biss vorsichtig hinein, um nicht den glänzenden, dunkelbraunen Stein zu erwischen.

»Du warst so klug«, erinnerte sich meine Mutter liebevoll. Sie sprach, als würde sie zu sich selbst reden. »Alle Tests, die du mitgemacht hast. Du warst immer besser als die anderen Kinder.«

Ich hielt die Frucht in der Hand, ohne zu antworten.

Ich erinnerte mich an diese Tests: den Geruch der Bleistifte, die Abfolge von Quadraten und Kreisen – die Entscheidung, welche Form nicht zu den anderen passte. Das Lob meiner Mutter, wenn ich eine hohe Punktzahl erreichte. Sie hatte damals entschieden,

dass ich außergewöhnlich war, und ich konnte es ihr nicht mehr ausreden. Ich war nichts Besonderes, wollte ich protestieren. Ich würde es niemals sein. Doch jetzt konnte ich das nicht sagen, jetzt, wo sie so glücklich war und mit geschlossenen Augen die Frucht genoss.

Ich hatte ihnen mit frischen Laken mein Bett gemacht. Bevor sie eintrafen, hatte ich meinen einzigen Satz Bettwäsche in den Waschsalon geschleppt.

»Du bleibst in New York?«, fragte meine Mutter, und ich nickte.  
»Hast du genug Geld?«

»Ja«, log ich.

»Die Webseite wird sie einstellen, May«, sagte mein Vater zu meiner Mutter. »Du musst sie nicht verhören.«

Die Dot-Com-Bubble war gerade geplatzt. Angestellte wurden entlassen, doch ich blieb. Es gab keinen Grund, eine unbezahlte Praktikantin nicht zu halten. Meine Schulden nach dem Studium waren lächerlich gering, auch wenn ich nicht darüber lachen konnte. Ich hatte die \$ 3.000 meiner Kreditkarte ausgereizt.

Ab und zu ging ich alte Kontoauszüge durch, als eine Art quälende Übung – um mich für die Dinge zu strafen, für die ich in der Vergangenheit Geld ausgegeben hatte, in der Hoffnung, dass ich aus meinen Fehlern lernen und nie wieder Geld ausgeben würde. Alles, was ich je gekauft hatte, kam mir jetzt objektiv betrachtet dumm vor: billige Ohrringe, von denen ich eine Ohrentzündung bekommen hatte, das mittelmäßige Takeout-Essen, wenn ich doch genauso gut Fertignudeln hätte essen können, für ein Sechstel des Geldes. Und dann diese ganzen Lattes – was hatte ich mir bloß dabei gedacht?

Auf einem Kontoauszug aus dem Januar waren die Einkäufe für das Abendessen, das ich für Matthew gekocht hatte, um ihn zu beeindrucken. Ich hatte zu viel für das Hähnchen ausgegeben, für

den Rucola. Dann die teuren Döschen Kräuter und Gewürze, und den besonderen Senf hatte ich gekauft, weil ich mich ganz genau an das Rezept halten wollte. Für den Wein hätte ich nicht so viel ausgeben dürfen. All das war jetzt weg, war weniger als nichts.

Am Morgen nach dem Abendessen in meiner Wohnung hatte Matthew mich angerufen. Er hatte eine Nachricht auf meinem Anrufbeantworter hinterlassen. In den folgenden Tagen hinterließ er eine weitere, dann noch eine. »Hey, Lily«, fing jede Nachricht an. »Können wir reden?« Er schickte mir Instant Messages. Er schickte E-Mails, die ich ungelesen löschte.

Es war schrecklich von mir, nicht zu reagieren – feige und kindisch, das gebe ich zu –, doch so war es leichter. Wir passten nicht zueinander, das konnte jeder sehen. Warum an etwas festhalten, das keinen Sinn ergab?

Ich ignorierte seine Kommunikationsversuche, bis sie irgendwann ausblieben.

Wir sagten uns gute Nacht. Meine Eltern schliefen in meinem Zimmer und ich lag auf dem Sofa. Ein Böller explodierte wie ein Pistolen-Schuss. Die Alarmanlage eines Autos ging los, immer der gleiche, dringliche Ton. Stimmen wurden herangetragen, Frauen, die laut über die Penisgröße eines Mannes lachten. Ich musste meine Eltern davor beschützen, in welcher Realität ich lebte, doch ich konnte nicht. Als mein Vater an mir vorbei ins Bad schllich, im Dunkeln nach Debbies Umzugskartons tastend, stellte ich mich schlafend. Die Lautstärke und die Lichter der Stadt – das waren sie aus Tampa nicht gewohnt. Meine Vorhänge waren nicht dicht genug, um das Orange der Laternen abzuhalten.

Es wäre einfacher, ein Taxi zu nehmen, sagte ich am Morgen, doch sie bestanden darauf, mit der U-Bahn zu fahren.

»Wir sind stolz auf dich«, sagte mein Vater.

»Wir lieben dich«, sagte meine Mutter.

Vielleicht meinte sie es so, doch es war schwer zu glauben. Meine Mutter war nicht damit aufgewachsen, das Wort *lieben* ihren Eltern gegenüber zu benutzen. Als Kind hatte es nie jemand zu ihr gesagt. Meine Eltern hatten immer darauf geachtet, es mir gegenüber regelmäßig zu verwenden. Mein Vater war dabei überzeugender. Selbst mit ihrem perfekten amerikanischen Akzent klang es bei meiner Mutter unnatürlich, als wäre *Liebe* ein Fremdwort. Für sie war es das auch, in doppelter Hinsicht.

Auf der Straße verabschiedeten wir uns. Ich sah zu, wie sie ihre Koffer wegrollten, bis ich sie nicht mehr erkennen konnte, zwischen all den anderen chinesischen Männern und Frauen.

Auf meinem Nachttisch lag ein Umschlag. Darin zwölf Hundert-Dollar-Scheine. Und eine Nachricht von meinem Vater: *Nicht deiner Mutter verraten.*

Mir selbst gegenüber behauptete ich, ich würde nicht darauf hoffen, ihn zu sehen, doch in Wahrheit war es so, dass ich, wenn ich durchs West Village lief, was ich manchmal tat, sehr langsam ging. Wenn ich auf der Straße einen Mann sah – groß, blond, mit der richtigen Schulterbreite –, vergaß ich zu atmen. Doch er war es nie.

Nicht weit von Matthews Wohnung gab es ein Fitnessstudio. Ein Einführungsangebot war aufs Fenster gemalt: die erste Stunde für fünfzehn Dollar.

Innen informierte mich die forsche Frau am Schalter, dass gleich ein Pilateskurs beginne: Ob ich mitmachen wolle? Sie sprach es *Puh-LA-tes* aus. Fünfzehn Dollar, versicherte sie mir, sei fast geschenkt. Eine Woche Café Latte, überlegte ich. Günstiger als eine Krankenversicherung.

Ich wusste, dass ich nicht dort sein durfte. Jede einzelne Bewer-

bung, die ich abgeschickt hatte, war unbeantwortet geblieben. Ich lebte von den Hundertern meines Vaters. Es war gefährlich, überhaupt die Wohnung zu verlassen, denn irgendwie kehrte ich jedes einzelne Mal mit zwanzig bis vierzig Dollar weniger zurück, ohne genau sagen zu können, warum. In dieser Stadt war jede Begegnung ein Geschäftsvorgang, der Geld kostete.

Das verspiegelte Studio war vollgepackt mit Frauen, die allesamt dünn waren, mit frisch gewaschenem, hellem Haar, das zu Pferdeschwänzen gebunden war, und Kleidung wie Uniformen: enge Hosen, die bis zur Wade reichten, und Tank-Tops mit Spaghettiträgern, die offenlegten, wie definiert ihre Arme waren. Ich hatte immer nur in abgelegten Kleidern trainiert, und jetzt stand ich in einer kurzen Sporthose und einem alten T-Shirt da. Jede der Frauen schien über eine eigene Gummimatte und eine kantige, blaue Flasche Fiji-Wasser zu verfügen.

Am Rande des blonden Meeres waren zwei asiatische Frauen. Sie standen eng beieinander und unterhielten sich. Sie trugen dieselben Spaghettiträger-Tops wie alle anderen auch und dieselben engen Hosen. Als sie mich bemerkten, und meine Verwirrung, winkte eine von ihnen mich zu sich.

»Ich glaube, die haben hier Matten, die du ausleihen kannst«, sagte die, die gewinkt hatte.

»Ich guck mal«, sagte ihre Freundin und verschwand.

Kurz darauf kehrte sie mit einer Matte zurück und half mir, sie auf dem Boden neben sich auszurollen.

»Vielen Dank«, sagte ich. »Ich hab das noch nie gemacht.«

»Das wird dir gefallen. Pablo ist der Beste.«

Eine der beiden wühlte in ihrer Handtasche herum und holte ein Haargummi für mich heraus. Ich band mein Haar zu einem Pferdeschwanz.

Als Pablo den Raum betrat, wurde es still. Er war klein, gebräunt, auf kompakte Weise muskulös. Er trug ein Headset, wie ein Pop-

Star. Dann wurde das Licht gedimmt und Musik setzte ein. Ein Lied von Britney Spears, in dem es um Glück ging. Alle um mich herum legten sich auf den Rücken, und ich tat es ihnen gleich.

Meine Shorts bauschten sich um meine Oberschenkel und mein T-Shirt rutschte immer wieder hoch. Ich brauchte eine engere Hose fürs Training, überlegte ich. Ein Tank-Top, das mir besser passte. Außerdem war ich durstig und wünschte mir, eine dieser blauen Plastikwasserflaschen zu haben.

Dann setzte die Musik aus und ein hartes Licht wurde eingeschaltet.

»Wir holen uns was zu essen«, sagte die asiatische Frau, die mir die Matte besorgt hatte. »Willst du mitkommen? Ich bin übrigens Hong.«

»Und ich bin Theresa«, sagte ihre Freundin.

In dem Restaurant bestellte Hong in rasend schnellem Vietnamesisch, was mich beeindruckte. Sie war im Norden von Virginia aufgewachsen, nicht weit von DC, in einer großen vietnamesischen Community. Ihre Eltern hatten nie Englisch lernen müssen. Als unsere Schüsseln mit Pho kamen, folgte ich ihrem Beispiel und quetschte Hoisin und Sriracha in ein kleines Plastigefäß, das mit blauen Blumen verziert war.

Hong und Theresa machten sich mit grünen Plastikstäbchen über ihr Gewirr aus Nudeln her, unbefangen und ohne Angst, sich dreckig zu machen. Ihre Stirne glänzten vor Dampf und Schweiß.

»Keine Sorge, das wird einfacher«, sagte Hong.

»Mir tat eine Woche lang alles weh«, sagte Theresa.

Theresa war in Kalifornien aufgewachsen, in einem Vorort von Los Angeles, in dem die Mehrheit asiatisch war. Ihre Eltern benutzten nur ihren koreanischen Namen. Ich hatte nicht mal einen chinesischen.